

Besprechungsteil

DAVID DEMORTAIN, **The Science of Bureaucracy**. Risk Decision-Making and the US Environmental Protection Agency. MIT Press, Cambridge 2020, 452 S., \$ 55.–.

Zwischen der Mitte der 1970er Jahre und dem Beginn der 1980er Jahre setzte sich in den westlichen Industrienationen ein neues Paradigma im Umgang mit (technischen, natürlichen und sozialen) Gefahren und Unsicherheiten durch. Mithilfe des plötzlich allgegenwärtigen Risikobegriffs wurden Bedrohungen quantitativ berechenbar – und damit scheinbar besser kontrollierbar und handhabbar. Wie diese Entwicklung zu bewerten ist, ist bis heute umstritten. Während gerade Naturwissenschaftler und Techniker den Aufstieg des Risikos oft als ebenso notwendige wie folgerichtige Rationalisierung und Verwissenschaftlichung emotionalisierter gesellschaftlicher Diskussionen um Umweltschutz und neue Technologien betrachten, sehen Kritiker vor allem aus den Sozialwissenschaften den Risikoansatz tendenziell als Ausdruck technokratischer „Quantomanie“, der keine Werte jenseits der Gewinnmaximierung kennt und vorwiegend zur wissenschaftlichen Verbrämung neoliberaler Deregulierungspolitik dient.

Eine wesentlich nuanciertere, organisationssoziologisch inspirierte Interpretation bietet der französische Soziologe und Politikwissenschaftler David Demortain in seinem neuen Buch an. In zehn Kapiteln widmet er sich dem Aufstieg und (partiellen) Niedergang des Risikoparadigmas innerhalb der US-amerikanischen Environmental Protection Agency (EPA), der bei der Transformation des Risikoansatzes in ein Standardinstrument staatlicher Regulierung eine Schlüsselrolle zukam. Wie Demortain beschreibt, wanderte das Risikodenken in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre zunächst vor allem über die Frage des Umgangs mit karzinogenen Chemikalien in die EPA ein, wo es sich nicht zuletzt aufgrund des zu-

nehmenden politischen Drucks in Richtung einer „Rationalisierung“ staatlicher Regulierung durch Kosten-Nutzen-Analysen ausbreitete (Kapitel 1 bis 3). Anfang der 1980er Jahre machte der von Präsident Reagan eingesetzte EPA-Administrator William Ruckelshaus das „Risiko“ dann zum primären Gegenstand der gesamten Tätigkeit der Behörde. Die EPA verstand sich fortan als „entity that assesses and manages risk“ (8). Ruckelshaus berief sich dabei vor allem auf einen als „Red Book“ berühmt gewordenen Bericht des National Research Council (NRC) von 1983, der eine konzeptionelle Trennung zwischen „Risk Assessment“ (d.h. wissenschaftlicher Bestimmung von Risiken) und „Risk Management“ (d.h. Wahl zwischen unterschiedlichen Handlungs- und Regulierungsoptionen) vorschlug. Die Entstehung, institutionelle Adoption und praktische Adaption dieses sogenannten „Red Book-Modells“, das weit über die EPA hinaus lange Zeit als vorbildlich galt und internationale Wirkung entwickelte, stellt den eigentlichen Kern des Buches dar (Kapitel 4 bis 7). Die zunehmende Problematisierung des Modells in den 1990er und 2000er Jahren, sowie die letztendliche Neuausrichtung der EPA unter dem Schlagwort der „Nachhaltigkeit“ während der Obama-Regierung, bilden den Gegenstand der abschließenden Kapitel (8 bis 10).

Demortains Hauptinteresse liegt dabei auf der Funktion des Risikoparadigmas als Herzstück einer neuen Form von „bureaucratic design“ (20–23) innerhalb der EPA, d.h. der Etablierung neuer institutioneller Rationalitäten, organisatorischer Strukturen und interner Entscheidungsprozesse. Er betont besonders die historisch-politische Kontextgebundenheit verschiedener risikobasierter Regulierungsmodelle und ihre enge Verbindung zur administrativen Praxis. Die Neuausrichtung auf „Risiko“ sei nicht so sehr als Versuch der Beseitigung von Ungewissheit und der Beendigung

gesellschaftlicher Kontroversen durch Verwissenschaftlichung zu verstehen, sondern vor allem als Strategie der EPA-Führung zur Aufrechterhaltung der eigenen Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit unter den neuen Bedingungen struktureller epistemischer Ungewissheit und endemischer politischer Kontroversen. Vor diesem Hintergrund habe sich speziell der Risk Assessment/Risk Management-Ansatz, so Demortains Fazit, für etwa ein Jahrzehnt als außerordentlich erfolgreiche Methode erwiesen, die Legitimität der EPA mithilfe der Wissenschaft gegen ständige Angriffe von Seiten einer zunehmend regulierungsfeindlichen Republikanischen Partei (sowie in geringerem Maße gegen die eskalierenden Forderungen der Umweltbewegung) zu verteidigen.

Als Konsequenz dieser Perspektive befasst sich das Buch über große Strecken sehr detailliert mit den bürokratischen Binnenentwicklungen innerhalb der EPA. In dieser empirischen Genauigkeit und historischen Spezifität liegt einerseits die große Stärke der Arbeit. Die teils auf Basis von Zeitzeugeninterviews rekonstruierte, detailreiche Schilderung von Hintergrund, Ursprung und Entwicklung wichtiger Berichte und Leitlinien, Komitees und Abteilungen, legislativer und organisatorischer Initiativen zeichnet ein sehr viel vielfältigeres, nuancenreicheres und historisch dynamischeres Bild des Risikoansatzes der EPA, als es das auch in Fachkreisen gängige Bild des generischen „Red Book-Modells“ vermuten lässt. Andererseits bringt der (mit Ausnahme des ersten Kapitels) durchgehend sehr enge Fokus auf den Spezialfall EPA auch einige Limitationen mit sich. Nicht nur werden Leser/innen, die nicht bereits äußerst intensiv mit dem Innenleben der Behörde vertraut sind, vom Abkürzungsverzeichnis regen Gebrauch machen müssen. Da Akteure, Debatten und Entwicklungen in relevanten Wissenschafts- und Technikfeldern fast ausschließlich über ihren unmittelbaren Einfluss auf konkrete Entscheidungen innerhalb der EPA thematisiert werden, werden die breiteren wissenschaftlich-politischen „design networks“ (310), die Demortain als

tragende Basis der neuen Regulierungsmodelle identifiziert, über weite Strecken des Buchs kaum greifbar. Umgekehrt bleibt die Ausstrahlung des EPA-Modells auf andere Institutionen, Politikfelder oder gar nationale Kontexte ebenfalls unterbeleuchtet. Dennoch: Wer sich für die Geschichte der „Risikogesellschaft“ als konkrete historische Praxis interessiert, für die Geschichte US-amerikanischer Umwelt- und Technologiepolitik in den 1980er Jahren, aber auch allgemein für die Verwissenschaftlichung (und Ökonomisierung) staatlichen Handelns in der Zeit „nach dem Boom“, wird dieses Buch mit großem Gewinn lesen.

München

Stefan Esselborn

STEFAN KREBS, GABRIELE SCHABACHER u. HEIKE WEBER (Hg.), **Kulturen des Reparierens**. Dinge – Wissen – Praktiken. Transcript, Bielefeld 2018, 410 S., EUR 39,99.

Reparaturen tragen zum Gelingen unseres von technischen Dingen und Infrastrukturen durchdrungenen Alltags bei. Es ist der Verdienst des hier zu besprechenden Sammelbandes, sie in den Fokus der Analyse zu rücken und zu würdigen. Aus der 2017 veranstalteten Tagung *Kulturen des Reparierens und die Lebensdauer technischer Dinge* hervorgegangen, setzt er sich als erklärtes Ziel, aktuelle Debatten um Phänomene wie DIY, Reparaturinitiativen und -manifeste um eine historische Perspektive zu ergänzen und diese mit kulturwissenschaftlichen Perspektiven zu verknüpfen. Entsprechend finden sich Beiträge aus diversen Disziplinen und differente analytische Zugriffe und Settings.

Die Herausgeber/innen erörtern in einer umfanglichen Einleitung ihr Verständnis von Reparatur als grundlegende, jedoch in der Erforschung von Technik selten betrachtete Praxis. Zunächst zeichnen sie Wandlungsprozesse in der Geschichte des Reparierens nach. Ihrerseits verflochten mit der Konsum- und Konsumgütergeschichte kann, so die Argumentation, die Geschichte des

Reparierens nicht ausschließlich als „Verlust- und Niedergangsgeschichte geschrieben“ werden, sondern als „Geschichte der Ausdifferenzierung, der multiplen Konjunkturen und der räumlichen Verlagerung“ (13). Entsprechend wird im weiteren Verlauf das Feld der Reparaturpraxis aufgefächert und als komplexes dimensioniert. Der Einleitung dienen dabei die im Untertitel benannten Aspekte als Ordnungs- und Orientierungsmoment. Sie sind zugleich Leitkategorien, denen die folgenden Beiträge zugeordnet wurden.

Die unter dem Abschnitt „Dinge“ versammelten Aufsätze verbindet das Interesse an deren Lebensverlauf. Die Mitherausgeberin Heike Weber liefert eine historische Analyse des Obsoleszenzdiskurses und zeigt dabei auf, wie die Frage nach der Haltbarkeit von Konsumgütern in Zusammenhang mit Veränderungen in der Massenkonsumgesellschaft steht. Welche Effekte diese Veränderungen für den Globalen Süden haben, führen im Anschluss ethnografische Analysen vor Augen. So betrachtet Stefan Laser den globalen Recyclingmarkt für defekte Elektrogeräte mit Fokus auf lokale Effekte für den Reparatursektor in Indien. Sich zu Recht gegen eine Simplifizierung des Konzepts der Objektbiografie wendend, erörtert Hans Peter Hahn die Instandsetzungspraktiken defekter Mobiltelefone und Fahrräder in Staaten Westafrikas als „Taktiken multipler Transformationen“ (115). Pia Piroschka Otte fokussiert Um- und Wiedernutzungspraktiken der Instandhaltung prekärer Infrastrukturen der Wasserversorgung in Daressalam/Tansania. Gianenrico Bernasconi schließlich betrachtet die „[t]echnische[n] Kulturen des Uhren Reparierens“ (140) zwischen 1700 und 1850, wobei er stärker noch die materielle Seite in die Analyse einbezieht.

„Reparaturwissen und Akteure“ titelt die zweite Sektion. Christian Zumbrägel thematisiert lokale Instandhaltungspraxen von Wasserkraftanlagen um 1900 und verdeutlicht, wie Erhalt und Wartung dieser Technikenensemble in Zusammenhang mit Umweltereignissen wie dem Wetter verständlich werden. Heike Derwanz zeichnet den historischen

Wandel vestimentärer Reparaturpraktiken hin zu einer distinguierenden künstlerischen Tätigkeit nach. In seinen durch einen mediengeschichtlichen Blick auf technische Artefakte angeleiteten Überlegungen hebt Jens Schröter hervor, wie sich gegenwärtig die Formate des Reparaturwissens in Zeiten digitaler Gerätschaften verändern. Stefan Höltgen und Marius Groth verdeutlichen anhand eines eigens durchgeführten Reparaturprozesses die epistemische Perspektive einer von ihnen betriebenen „Computerarchäologie“ (242). Daniela K. Rosner und Fred Turner zeigen in ihrer Untersuchung von Reparaturkollektiven in Kalifornien/USA die Verflechtung heutiger kreativer und innovativer Reparaturpraktiken mit Ideologien der Gegenkultur der 1960er Jahre auf.

Im letzten Abschnitt werden die „Praktiken des Reparierens“ fokussiert. In ihrem Aufsatz zu den Repair-Cafés charakterisiert Sigrid Kannengießer die Praktiken und Ziele der beteiligten Akteure als Ausdruck einer sozialen Bewegung. Alexis Malefakis gibt in seinem ethnografisch fundierten Beitrag Einblicke in den Reparaturalltag von Schuhhändlern in Daressalam/Tansania, wobei ihm der klug gewählte Rückgriff auf die Denkfigur „Menschen als Infrastruktur“ erlaubt, die Herstellung dieses komplexen Reparaturalltags darzulegen. Anhand medizinischer Operationsverläufe zeigt Cornelius Schubert auf, wie die Reparatur der Technik mit der Aufrechterhaltung von Organisations- und Prozessstrukturen zusammenhängt und es deshalb eines weiten Reparaturbegriffs bedarf. Anhand einer defekten Türanlage erörtern Ignaz Strebel und Alain Bovet, wie der Mehrwert von Reparatur in der Interaktion zwischen den beteiligten Akteur/innen hervorgebracht wird. Im letzten Beitrag des Bandes schließlich betrachtet Tom Ullrich die durch die Kulturtechnik des Barrikadenbaus wiederholte benötigte Reparatur der Pariser Straßen des 19. Jahrhunderts und macht dabei nochmals besonders deutlich, wie sehr Kulturen der Reparatur nicht als solche der Wiederherstellung, denn vielmehr als solche der Transformation verstanden werden können.

Die Beiträge des Sammelbandes geben einen breit gefächerten Einblick in verschiedene Kulturen des Reparierens. Bemerkenswert ist, wie sich in der Gesamtschau zentrale Konzepte, wie z.B. das der Infrastruktur, verdichten und ein Set an Referenztexten deutlich wird. Die Artikel sind interessant und lesenswert, jedoch von unterschiedlicher Qualität. Wünschenswert wäre eine stärkere Verschränkung, etwa in Form eines stringenten Verweissystems und eines Stichwortregisters gewesen, um Redundanzen oder gar irritierende Querbezüge zu vermeiden. Ein stärkeres redaktionelles Eingreifen hätte auch dort gutgetan, wo Wiederholungen und langatmige Leser/inneninstruktionen die Lektüre von Einzelbeiträgen schmälern. Dessen ungeachtet sei der Sammelband aber jedem ausdrücklich empfohlen, der sich für die Debatten um Reparatur im Kontext von Konsum und Nachhaltigkeit oder Reparatur als Alltagspraxis interessiert, da die interdisziplinäre Anlage des Bandes die Komplexität des Feldes eindrücklich vor Augen führt.

Braunschweig Nadine Wagener-Böck

RACHEL PLOTNICK, **Power Button**. A History of Pleasure, Panic, and the Politics of Pushing. MIT Press, Cambridge 2018, 424 S., \$ 35.–.

Power Button, auch wenn der um Marketing-Originalität bemühte Stabreim des Untertitels anderes verspricht, ist eine Diskursgeschichte der Druckknopfschalter bzw. -taster in den USA des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Über deren zahlenmäßige Verbreitung und deren messbare Effekte für Wirtschaft und Gesellschaft der USA erfahren wir dagegen nichts. Die Grundlagen der Arbeit sind ganz überwiegend PR-Texte und Ratgeberliteratur der Zeit. Es geht um den Knopf, der Strom ein- und ausschalten kann, wobei das Drücken des Knopfes und der dadurch ausgelöste Effekt dank nahezu beliebig langer Drähte an verschiedenen Orten stattfinden können. Die Klingel an

der Haustür ist das klassische Beispiel. Doch die Klingel kann nicht nur Besucher ankündigen, sondern auch Haus- und Hotelbedienstete herbeirufen. Mit ihr verbindet sich Macht über andere Menschen. Wer den Knopf drückt, kann sitzen bleiben. Wer das Signal hört, muss laufen. Damit ist zugleich das erste Anwendungsfeld des *Power Button* im späten 19. Jahrhundert beschrieben. Er verschärfte die Hierarchien, indem die Befehlenden ihren Untergebenen noch nicht einmal von Auge zu Auge gegenübertreten und auf Einwände gefasst sein mussten. Er war ein Instrument kalter Exekution von Macht und traf daher auch sehr schnell auf subversive Abwehrstrategien wie ‚nicht gehört‘ oder ‚war gerade woanders beschäftigt‘. Die reichen Haushalte, die sich den *Power Button* und das dazu gehörende Dienstpersonal leisten konnten, waren darum froh, als mit dem häuslichen Telefon bald eine weniger konfliktschürende Kommunikationstechnologie verfügbar wurde. Wie wir nicht erst seit Foucault wissen und wie damals viele reiche Amerikaner lernen konnten, bedarf Macht der Zustimmung der Beherrschten und muss in ihren konkreten Formen ausgehandelt werden.

Anders sah das aus, wenn am Ende der Leitung nicht ein Mensch, sondern eine Maschine das Signal erhielt. Dann konnten Sprengsätze explodieren oder Aufzüge sich in Bewegung setzen. Hier traf das Überlegenheitsgefühl, das sich mit dem Auslösen großer Effekte durch das bloße Antippen eines Knopfes verband, kaum auf Widerspruch oder Widerspenstigkeit. Entsprechend wandte sich die Propaganda für den *Power Button* immer mehr technischen Anwendungen zu und versprach eine Zukunft, in der automatische Geräte vom Sessel aus alle möglichen Dienste und Arbeiten verrichten würden. Plotnicks zentraler Begriff für dieses erhabene Umweltverhältnis ist „digital command“, wobei „digital“ im Wortsinne als „durch Finger“ verstanden wird. Indem der *Power Button* in immer mehr Geräte des Alltags und der Berufswelt einzog, kam es zu einer allmählichen, wenngleich immer noch sehr

unvollständigen, Demokratisierung des „digital command“ im Sinne einer kontrollierten Herrschaftsbeteiligung gewöhnlicher arbeitender Menschen – für sie allerdings nur Herrschaft über Maschinen, nicht über andere Menschen. Spaß machte es ihnen gleichwohl und nahm ihnen auch viele anstrengende Arbeiten ab.

Plotnick hebt diese historische Dynamik in der Verbreitung des *Power Button* durchaus hervor und weist am Ende des Buches in ihrer *Conclusion* darauf hin, dass die „push-button era“ sich eigentlich erst in den 1950er Jahren entfaltet hätte. Auch wenn sie im letzten Kapitel einige Beispiele dieses Höhepunktes der Geschichte ihres Untersuchungsgegenstandes vorführt, hinterlässt die Botschaft, nur die Vorgeschichte eines interessanten Phänomens gelesen zu haben, etwas Ernüchterung. Gleichwohl muss zu dessen Verständnis auch die frühe Geschichte des *Power Button* verstanden werden, wozu Plotnick einen sehr detail- und ideenreichen Beitrag geleistet hat.

München

Ulrich Wengenroth

SOPHIA BOOZ, **Der Reißwolf**. Aktenvernichtung als destruktiver, ordnender und produktiver Umgang mit Daten (1965–2015). TVV, Tübingen 2018, 216 S., EUR 20,-.

Die Kulturwissenschaftlerin Sophia Booz widmet sich in *Der Reißwolf* der Aktenvernichtung. Ausgehend von der Frage, wie sich die Bedeutung und der Wert von Daten durch ihre physische Zerstörung verändert, untersucht sie die Aktenvernichtung in Westdeutschland von 1965 bis 2015. Im Zentrum der Untersuchung stehen das Gerät und die damit verbundenen Praktiken. Die flüssig geschriebene und gut strukturierte Studie wurde 2017 als Dissertation an der Eberhard Karls Universität Tübingen eingereicht.

Um das meist graue und unscheinbare technische Artefakt in den Blick zu bekommen, kombiniert Booz verschiedene Methoden und Quellen. Sie analysiert Bilder und

Metaphern in der Werbung, führt qualitative Interviews mit Benutzern und analysiert Normen, Standards und Gesetze zur Datenvernichtung. Den Methoden und dem verwendeten Material Rechnung tragend, ist die Untersuchung in drei Teile gegliedert: Aktenvernichtung als (1) destruktiver, (2) ordnender sowie (3) produktiver Akt.

Im ersten Teil zur physischen Zerstörung von Daten und Datenträgern führt Booz die Leser in die martialische Welt der „zerhackenden, häckselnden, zersäbelnden, zerfetzelnden und zerhackstückelnden“ Reißwölfe ein (56), wie sie sich in den Werbeanzeigen für Aktenvernichter wiederfindet. Dabei legt Booz eindrücklich offen, dass die Hersteller nicht nur mit Wortgewalt, sondern auch mit optischen, akustischen und taktilen Reizen auf das Sicherheitsbedürfnis der Kunden reagierten. Lautstarkes Schreddern und feine Papierflocken werden dabei zu selbstvidentem Zeugnissen der finalen Zerstörung, die die ubiquitären Kopien und Ausdrucke beherrschbar machen. Damit zeichnet Booz eine gesellschaftliche Entwicklung nach, die in den späten 1970er Jahren beginnt und den Aktenvernichter zu einem unverzichtbaren Teil einer auf Papier basierenden (Geschäfts-)Kultur macht.

Im zweiten Teil wendet sich Booz den auf den Datenträgern enthaltenen Daten zu und untersucht die Normen, Standards und Gesetze, die ihre Vernichtung nach sich ziehen. Dabei zeigt Booz nicht nur, wie stark die Zerstörung von Daten reglementiert ist, sondern auch, wie diese Standards – insbesondere der Datenschutz – und die dahinterliegenden Datenkonzepte weiterentwickelt werden.

Verschiedene Fallstudien bilden den letzten Teil, der die Aktenvernichtung als produktiven Akt herausarbeitet. Booz untersucht, wie die Zerstörung von Akten sowohl bei der Vertuschung politischer Skandale als auch im Normalbetrieb eines Archivs das Geschichtsbild prägt.

Die Studie von Booz wirkt dort am überzeugendsten, wo sie nahe am technischen Artefakt, den Herstellern und den Benutzern dran ist. Mit den detaillierten

Beschreibungen und den scharfen Analysen des Bildmaterials führt Booz den Lesern den Wandel einer kulturellen Praxis vor Augen, deren Bedeutung durch die Digitalisierung der Arbeitswelt noch zugenommen hat. Die Digitalisierung führt zu einem Anstieg von Dokumenten, die trotz ihrer scheinbar ephemeren Materialität oft unwiederbringlich zerstört werden sollen. Dieses Sicherheitsbedürfnis, das erst durch einen finalen und fühlbaren Akt der Zerstörung gestillt wird, kommt in den Interviews von Booz unverkennbar zum Ausdruck.

Zürich

Moritz Mähr

MONIQUE MIGGELBRINK, Fernsehen und Wohnkultur. Zur Vermöbelung von Fernsehgeräten in der BRD der 1950er- und 1960er-Jahre. Transcript, Bielefeld 2018, 378 S., EUR 39,99.

Wie wurden Medien zu Möbeln? Dieser Frage und insbesondere Fernsehgeräten widmet sich Monique Miggelbrink in ihrer 2018 erschienenen Monografie, die gleichzeitig ihre an der Universität Paderborn eingereichte Dissertation darstellt. Die Arbeit ist in erster Linie in den Kultur- und Medienwissenschaften zu verorten, erweitert um eine (technik-)historische Perspektive und anknüpfend an Fragen der Material Culture Studies. Zeitlich im Fokus stehen die in Bezug auf die Verbreitung von Fernsehapparaten und ihrer Integration als Möbel in den Wohnraum weichenstellenden 1950er und 1960er Jahre – Fernsehanschlüsse wurden im Zeitraum dieser zwei Jahrzehnte von der luxuriösen Ausnahmeerscheinung zum Massenphänomen.

Die Arbeit ist in drei Teile gegliedert: Zunächst dient ein Rückblick vor 1950 einer historischen Einordnung, bevor der (für die Studie erweiterte) Domestizierungsansatz und der von der Autorin gewählte geschlechts- und schichtspezifische Fokus vorgestellt werden. In Teil II werden die Bezugnahmen auf Methoden und Theorien der Designforschung und darin v.a. der

Gebrauchsperspektive, u.a. im Anschluss an Martin Warnke und Judy Attfield (114ff.), herausgearbeitet. Die Analyse des breitgefächerten Materials folgt schließlich in Teil III (173ff.).

Besonderes Augenmerk legt Miggelbrink auf das Gehäuse der Fernsehgeräte, dessen Gestaltung und Medialität. Die Inhalte des Fernsehprogramms und die dahinterstehenden Institutionen und Sendeanstalten klammert die Autorin bewusst aus. Sie analysiert die Gerätehülle im Sinne der materiellen Kultur als Schnittstelle bzw. Interface zwischen technischem Artefakt und Nutzer/in und fängt so auch die Ebene von Aneignung und Nutzung ein, bis hin zur Einordnung in den Wohnraum und somit den häuslichen Netzwerken. Das Technische scheint in den Hintergrund zu treten und das Gerätedesign davon losgelöst. Vielmehr orientiert es sich an den Einrichtungstrends der Zeit – vom „Gelsenkirchener Barock“ bis zum farbenfrohen Schick der nahenden 1970er Jahre.

Bei der Materialanalyse zu Interface-designs von Fernsehgeräten und Einrichtungspraktiken versucht Miggelbrink, sich auch von den Gesichtspunkten Geschlecht und Schicht leiten zu lassen. Welche Rollen werden den Akteur/inn/en im Gerätedesign und den Einrichtungspraktiken zugewiesen? Wie werden durch ihren Gebrauch Geschlechternormen sichtbar? Dabei zielt Miggelbrink darauf ab, Geschlecht(erhandeln) als dynamisch und divers zu analysieren, anstatt nach „permanenter Zuweisung von Geschlechterdichotomien“ zu fragen (27). Die Beantwortung der Fragen nimmt überraschend wenig Raum ein und das für die Publikation gewählte generisch maskuline Formulieren lässt einen differenzierteren, heterogenen Zugang nur eingeschränkt zu. Dennoch wird deutlich, dass mit der gewählten Sichtweise auf Fernsehgeräte als Möbel Dualismen durchbrochen werden können – die Eindeutigkeit von Technik und Möbel bzw. analog und digital wird in Frage gestellt.

Der theoretisch-methodische Zugang wird breit und gewissenhaft dargelegt, die eigentliche Analyse beginnt spät. Dafür

zieht die Autorin eine Reihe anschaulicher Quellen zurate und unterzieht sie einer „dingbasierten Diskursanalyse“ (23). Dazu gehören sowohl historische Rezeptionsanalysen und Befunde ethnografischer Medienforschung zur Fernsehnutzung als auch Werbematerialien, Artikel aus (Einrichtungs-)Zeitschriften und Ratgeber, die bildlich und narrativ rezipiert werden. Obwohl die Autorin sich in ihrer Analyse der materiellen Kultur verpflichtet sieht, gehören Fernsehapparate als Objekte selbst nicht zu ihren Erkenntnisquellen.

Die Akteur-Netzwerk-Theorie Latours wird sinnvoll als Werkzeug eingesetzt, um die Aushandlungsprozesse um die Aneignung und Nutzung von Medien zu analysieren. Auch die Wirkmacht des Geräts selbst wird betont: Mit der Ankunft des Fernsehers im Haushalt werden vorhandene Netzwerke aufgelöst und neue Verbindungen

zwischen den Akteur/innen im Wohnraum geschaffen – diese sind der entscheidende Faktor seiner Integration. Interessant ist, dass die normativen Einrichtungsvorstellungen der Hersteller kaum Niederschlag in den häuslichen Wohnzimmern fanden, was die Autorin anhand einer Gegenüberstellung mit den Alltags- und Einrichtungspraktiken der Nutzer/innen analysiert. Interessant zu erfahren wäre, ob die Einbeziehung von Ego-Dokumenten oder Erhebungen mit Methoden der *Oral History* den Ergebnissen weitere Tragkraft verliehen hätte.

Miggelbrinks Studie bietet Anregungen für Untersuchungen gegenwärtiger Medienlandschaften, die von Streamingangeboten und dem *Internet of Things* geprägt sind, und in denen das Mediale gegenüber dem Möbel zu dominieren scheint.

Wien

Sophie Gerber

Hinweise für Autor/innen

Die Zeitschrift TECHNIKGESCHICHTE publiziert nur Erstveröffentlichungen. Beiträge werden in elektronischer Form (vorzugsweise als Word-Dokument) an die Anschrift der Schriftleitung (siehe Impressum) erbeten. Beigefügte Bilder oder Unterlagen müssen einen Herkunfts- und Erlaubnisvermerk für die Wiedergabe haben. Für die Manuskriptgestaltung beachten Sie bitte die Autor/innenhinweise auf der Homepage der Zeitschrift: www.tg.nomos.de. Die Verfasser/innen von Beiträgen erhalten drei Hefte der Zeitschrift; die Verfasser/innen von Besprechungen erhalten eine PDF-Datei ihrer Rezension. Redaktion und Verlag haften nicht für unverlangt eingereichte Manuskripte, Daten und Illustrationen.

